

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 12

Artikel: Was die Logik von den Marsbewohnern berichtet
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637800>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

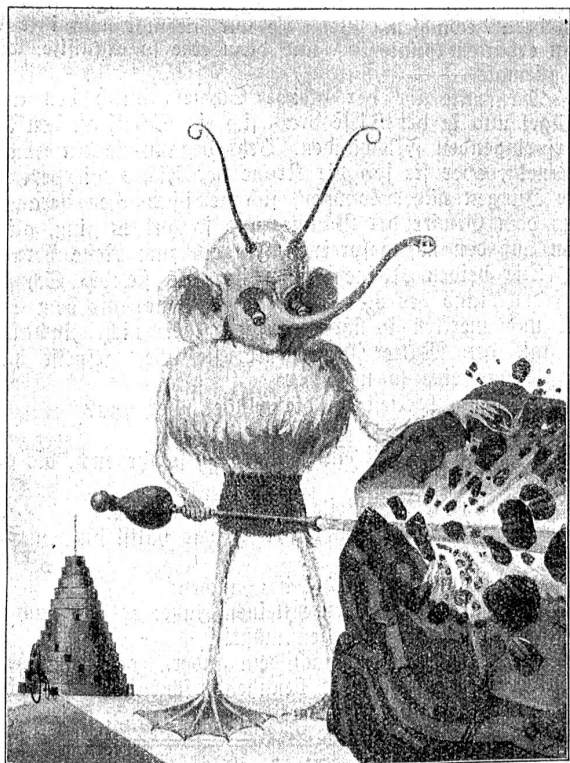
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lofort zum harmlosen Seelöwen und konnte ihr dicht nahen und sogar die flauschige Chagrinhaut streicheln.“

Die vorsintflutliche Rieseneidechse (siehe Abbildung), ist trotz ihrer imposanten Größe (bis 1,20 Meter) von geradezu rührender Harmlosigkeit und Zahmheit. Die Expeditionsmitglieder konnten eine Anzahl dieser Echten beobachten. Sie leben in friedlichster Gemeinschaft mit den Schildkröten und Seelöwen. Ihr ganzes Dasein spielt sich auf einem wenige Meter messenden Bereich zwischen Land und Wasser ab, wo sie Nahrung, Sicherheit und Gelegenheit zur Paarung finden. Die Nacht verbringen die Tiere in ihrem Bau oder tief unten in Lavaspalten. Die Sonne lockt sie am Morgen hervor. Langsam bewegen sie sich dem Rande der Brandung zu, wo sie auf dem Schlick bei Ebbezeit ihre Nahrung, die klebrigen Algen, finden. Den übrigen Teil des Tages sonnen sie sich an ihrem Lieblingsplätzchen auf den Uferfelsen, und verbringen so ihr wahrhaft beneidenswertes paradiesisches Dasein.

Was die Logik von den Marsbewohnern berichtet.

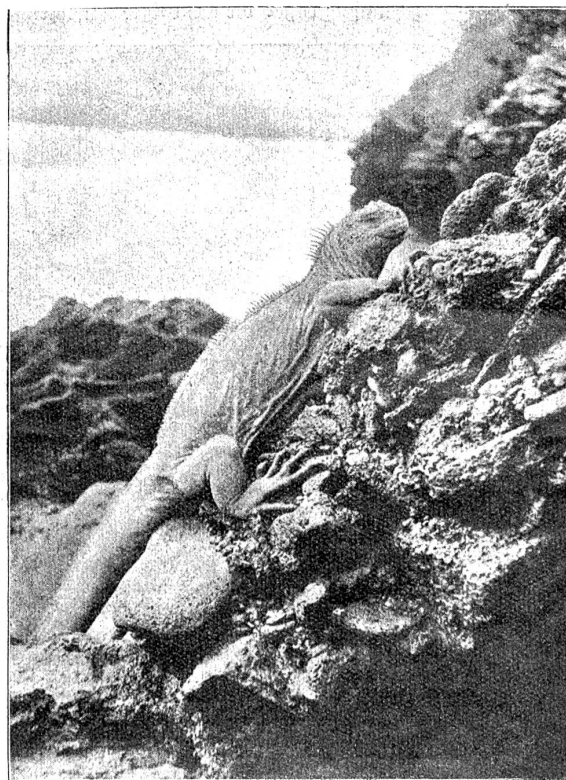
Die Gelehrten haben noch nicht beweisen können, daß es auf dem Mars keine Lebewesen gibt. Im Gegenteil, einer von ihnen will mit seinem Radioapparat geheimnisvolle, undeutbare Zeichen aufgefangen haben. Oder täuscht uns das Gedächtnis, waren es Lichtsignale? Enfin, wir haben jedenfalls das Recht, von Marsmenschen — oder sagen wir vorsichtigerweise Marsbewohner — Marsianern — zu reden. Mehr noch allerdings wird über sie geschrieben. Sogar im Feuilleton des „Bund“. Aber die Dichter sind unzuverlässig, ihre Phantasie ist individuell bedingt, man weiß nicht, wem man glauben soll, der eine schreibt so, der



Ein Marsbewohner beim Sprengen von Selsgestein durch Strahlen.

andere anders. Wir tun wohl besser, wenn wir uns der Wissenschaft und deren Erkenntnismittel, der Logik, anvertrauen.

Die Archäologie und Anthropologie beweist uns an der langen Entwicklungsreihe unserer Vorfahren vom Pithecan-



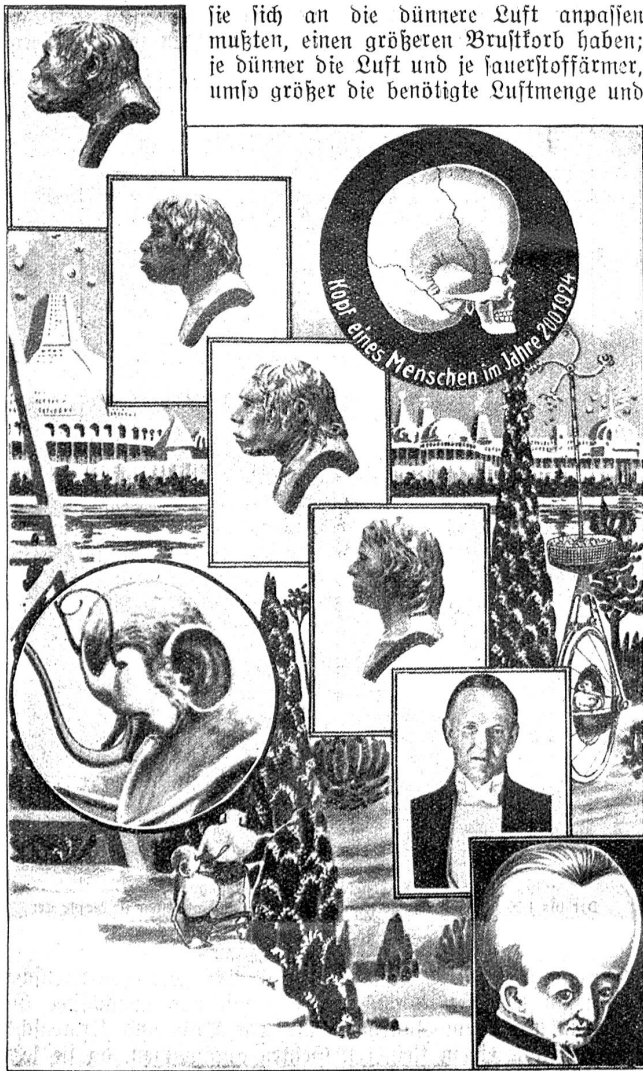
Eine Rieseneidechse auf Galapagos:
Der bis 1,20 Meter lange Seeleguan, eines der harmlosesten Geschöpfe der Welt, nährt sich im wesentlichen von Seetang.

thropus über den Neandertal- und Cró Magnon-Menschen bis zum heutigen homo sapiens, daß das menschliche Gehirn in ständigem Zunehmen ist. Die Vor- und Urmenschen konnten mit einem kleineren Gehirn auskommen, da sie keine Bücher, Zeitungen, Börsenberichte und Radioprogramme zu studieren hatten; im Kampfe ums Dasein, den sie ausfechten hatten mit den Mammuths und Auerochsen konnten sie zwar ihre höhere Intelligenz auch brauchen, aber letzten Endes waren es doch die starken Brust-, Arm- und Beckenknochen, mit denen sie ihre Existenzprobleme am sichersten und bekömmlichsten lösten. In dem Maße, wie im Laufe der hunderttausend Jahre die menschlichen Gliederknochen sich verfeinerten und wie die Riefer zurücktraten, wölbte sich die Stirne und vergrößerte sich der Hinterkopf, unter dessen Schädeldecke die graue Gehirnmasse, der Sitz der geistigen Funktionen, stetig zunahm.

Dies die Vergangenheit. Wie die Zukunft aussehen wird, sagt uns die Logik. Warum sollte die Entwicklung nicht in der gleichen Weise weiter gehen? Wenn die Erde und wenn die Menschheit in 2 Millionen Jahren noch besteht, dann dürften die Menschen ungefähr so aussehen, wie die auf Seite 182 reproduzierte Zeichnung Hugo Gernsbachs in „Science and Invention“ zeigt. Der Schädel hat sich ungeheuer vergrößert; der Mensch ist zum Gehirnmensch geworden.

Er ist dann ganz offenbar im Begriffe, sich zum Marsmenschen zu entwickeln. Denn der Mars ist einige Millionen Jahre älter als sein Planetenkollege, die Erde. Was die Erde einst wird, das ist der Mars schon. Wir brauchen nur die Logik weiterzuführen, dann kommen wir zum Marsmenschen (vergl. Abb. S. 181).

Man weiß, daß die in den peruanischen Gebirgen in durchschnittlich 3000 Meter Höhen lebenden Indianer, weil



Vom Urmenschen zum Marsmenschen.

Im Kreis oben das Gehirn eines Erdmenschens nach 2,000,000 Jahren. Im Kreis unten der Kopf eines Marsbewohners. Im Hintergrund Marspaläste, Marslandschaft und rechts das Flugzeug eines Marsbewohners.

umso leistungsfähiger also die Atmungsorgane. Nun erklären die Astronomen und Physiker, daß der Mars kalt ist und eine vielmal dünnere und sauerstoffärmere Atmosphäre besitzt als die Erde. Die Konsequenz: einen enormen Brustumfang müssen die Marsbewohner entwickeln, um zur nötigen Sauerstoffmenge zu kommen. Dafür sind die Extremitäten in noch stärkerem Maße verkümmert, als dies schon beim Menschen der Fall ist. Das Gehen und Springen bereitet dem Marsmenschen keine Anstrengung, da ja doch die Schwerkraft des Mars nur ein Drittel der irdischen Schwerkraft ausmacht. Die Arme sind dünn, weil die Technik den Martianern alle schwere Arbeit abnimmt. Mit Leichtigkeit sprengt er, wie unser Bild zeigt, mittelst eines raffiniert einfachen, aber sinnvollen Instrumentes die größten Felsen auseinander. Die Marsoberfläche wird wohl kraft dieser Technik so tafeleben sein, wie das Bild zeigt.

Die abnorme Länge des Riechorgans ist wohl logischerweise aus der dünnen Luft zu erklären. Da der Geruch nur schwer zur Nase kommen kann, so geht dafür die Nase zum Geruch. Die Ernährung ist durch den Chemiker so stark beeinflusst, daß ein ganz kleiner Mund genügt. Im Verkehr mit der Außenwelt bedient sich der Marsbewohner sehr wahrscheinlich nicht der Lautsprache, sondern irgendwelcher Funkensprache, als deren Organ wir wohl die zwei

Spiralantennen auf der Stirne ansehen dürfen. Aus der gleichen Logik heraus wie die Nase, hat sich das Gehörorgan, d. h. dessen äußerer Teil, die Ohrmuschel, ins Riesenhafte entwickelt. Die Forschernatur des Martianers ist durch die Teleskopaugen und die Denkerstirn (Runzeln) angedeutet.

Wir wollen nicht unnötigerweise unsere Leser auf weitere Einzelzüge in der Erscheinung des Marsmenschen aufmerksam machen. Das logische Denken ist eine weitverbreitete Fähigkeit in der heutigen Menschheit, und bei den „Bernern“ ist sie ja ganz besonders entwickelt, so daß wir hier füglich schließen können. Wir sind überzeugt, daß jeder Leser uns ohne Zögern, rein aus logischer Überlegung heraus, die Frage beantworten kann, warum die Marsmenschen Entenfüße haben. Die Umfrage sei eröffnet. Einsendungen erbittet die Redaktion des „Chlapperläubli“.

Die wilde Taube.

Auf einem Streifzug, der sie bis an die Grenze des Bergwaldes hinaufführte, fand sie ein Stücklein Semmelrinde. Goldbraun hing es am Rand eines grün bemooften Felsens, auf dem einäugige Ausflügler ihren Imbiß verzehrt hatten. Nun zog sie mit ihrem köstlichen Gewinn zu Tal, wo fern, jenseits eines wasserreichen Wieseneinschnittes, ihre Jungen im Wipfel einer Fichte der Fütterung harreten.

Ihr Gefieder leuchtete in der Sonne und im Gefühl der Freude machte sie einige schöne Wendungen, als spiele sie mit den Wirbeln des Morgenwindes und tanze nach dem Takt ihres munteren Herzens. Doch plötzlich verspürte sie in einem Flügel einen heftigen Schmerz und unten, in der Lichtung, sah sie ein dünnes weißes Wölkchen. Da wußte sie, daß sie von einem Jäger getroffen war.

Sie mußte den Flügel hängen lassen, ruderte dafür aber um so kräftiger mit dem andern. Gottlob, dachte sie, ist der Baum nicht mehr weit, und die Jungen sind ziemlich herangewachsen. Wenn sie nur diesmal noch ihre Portion erhalten könnten — und dazu eine so exquisite, wie sie sie niemals —

Da zuckte ihr der gleiche Schmerz durch den andern Flügel und in der Tiefe brach sich ein Schall an den letzten vorspringenden Felswänden. Jetzt begann sie ein wenig zu taumeln, aber sie sah die Krone der Fichte mit dem Neste der Jungen näher kommen, sich gewissermaßen herauslösen aus dem Gewir der Bäume, und so gut es ging, glitt sie nun auf den mattgespreizten Flügeln zum Neste herab.

Die beiden Kleinen rissen ihr, als sie die Schwingen auf den Rand des Nestes stützte, die Beute aus dem Schnabel und merkten in ihrer Aufregtheit nicht einmal, wie es mit der Mutter stand. Als sie aber gespeist hatten, fragte das eine so nebenher:

„Warum breitest du die Flügel über uns?“

Sie flüsterte:

„Hoch oben kreist ein Habicht; ich schütze euch, bis er sich verzogen hat.“

Und nach einer Weile fragte das andere:

„Der Habicht ist wohl fort — was hältst du den Schnabel so steif?“

Sie konnte nur noch leise hauchen:

„Nehmt ihn unter eure kleinen Füße; er gibt euch einen Salt, wenn ihr jetzt fliegen müßt!“

So taten sie eines nach dem andern, den Schnabel der Mutter als Sprungbrett benutzend, schwangen sie sich davon und kamen nicht wieder. S. Thurow.

Sinnpruch.

Kopf ohne Herz macht böses Blut;
Herz ohne Kopf tut auch nicht gut;
Wo Glück und Segen soll gedeihn,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Hobenstet.